



Leseprobe

Gisela Stelly

Goldmacher

Originalausgabe

416 Seiten. Gebunden

24,95 € [D]/ 25,70 € [A]/ 33,90 sFr.

ISBN 978-3-7160-2677-9

Erstveröffentlichung: 27. August 2012

www.arche-verlag.com

Gisela Stelly
Goldmacher

Ein Familienroman

ARCHE

Inhalt

Kapitel I
Der Goldmacher, 1924–1945
Seite 7

Kapitel II
Die Geldmacher, 1946–1967
Seite 115

Kapitel III
Lehrlinge und alte Meister, 1968–1989
Seite 247

Kapitel IV
Entfesselte Geister, 1990–2001
Seite 355

Obwohl dieser Roman sich hin und wieder autobiografischer Bezüge bedient, ist *Goldmacher* ein Werk der Fiktion, von den beiden Protagonisten Franz Münzer und Anton Bluhm über die anderen Mitglieder ihrer Familien bis hin zu allen weiteren Akteuren des Romans. Und obwohl es 1924 in Bayern tatsächlich einen Goldmacher und eine Produktionsgesellschaft zur Herstellung von Gold gegeben hat, sind der hier beschriebene Goldmacher sowie und die Produktionsgesellschaft, sind alle daran beteiligten Personen eine romanhafte Fantasie.

I.

»Der junge Mann scheint ja einiges vorzuhaben, so eilig, wie er es hatte«, stellte der Hausarzt mit einem zufriedenen Lächeln fest und gratulierte Katharina, sagte etwas über das Vaterland, das in diesen schweren Zeiten entschlossene und tatkräftige junge Männer brauche, dann beeilte er sich, die Zeit der Geburt, fünfzehn Minuten nach zwölf, und das Datum, den 29. Juli 1924, in den Arztbericht einzutragen.

»Nun lassen Sie das Kindchen doch bloß erst mal Kind sein«, murmelte die Hebamme, während sie es in einer kleinen Wanne in handwarmem Wasser wusch. Dabei zählte sie die Hautfalten an seinem winzigen Körper, ihre Anzahl unmittelbar nach der Geburt galt ihr als Hinweis auf Lebensdauer und Charakter. Das Ergebnis behielt sie in der Regel für sich.

»Was für eine Pracht!«, entfuhr es ihr jetzt jedoch unwillkürlich, »entweder wird unser Kindchen ein biblisches Alter erreichen, oder es ist bereits als weiser Mann auf die Welt gekommen«, prophezeite sie und betrachtete den neugeborenen Knaben, der auch sie wie forschend anzusehen schien.

»Wie soll das Prachtkerlchen denn heißen?«, fragte sie neugierig, als sie es der Mutter an die Brust legte.

Katharina, von der Geburt geschwächt, schaute auf ihren ersten Sohn, und es schien ihr, als ginge ein Strahlen von ihm aus.

»Es ist dein eigenes«, meinte Johann Bluhm, als er das Zimmer seiner Frau betreten durfte und Katharina ihn darauf hinwies.

»Wie soll der Junge denn heißen?«, fragte nun auch der Hausarzt, er wollte den Namen gleich in den Bericht eintragen.

Katharina tauschte einen Blick mit Johann, er nickte ihr zu.

»Anton«, sagte sie nach kurzem Zögern, »er heißt Anton Johann Karl Bluhm.«

»Anton?«, wiederholte die Hebamme und runzelte die Stirn, bis sich langsam ein Schmunzeln auf ihrem Gesicht ausbreitete, und nun wieder-

holte sie mehrmals mit zustimmendem Kopfnicken: »Das ist richtig, Frau Bluhm, das stimmt schon, der gibt hier bald den Ton an, der Anton, darauf können Sie sich verlassen, Herr Bluhm!«

»Darauf will ich mich nur allzu gern verlassen«, antwortete der Vater stolz und betrachtete den winzigen Knaben. Er hatte, nachdem ihm Katharina zuvor vier Töchter geboren hatte, lange auf diesen Sohn gewartet, und auch wenn das Strahlen auf seinem Gesicht nicht sichtbar war wie auf dem von Katharina, er empfand große Freude. Aber auch große Erleichterung, würde doch dieser Sohn eines Tages die Last mittragen, die die Papierfabrik für ihn bedeutete, seitdem sie ihm nicht nur unvermutet, sondern auch völlig unvorbereitet zugefallen war. Denn als Johann Katharina ein Jahr vor dem Krieg geheiratet hatte, da war er noch der jüngste von drei Brüdern gewesen.

Im Krieg waren dann die beiden Älteren in kurzem Abstand an der französischen Front gefallen. Wohl aus Kummer über den doppelten Verlust hatte sich der Vater ins Sterbebett gelegt. Johann, jetzt einziger Sohn, war von der Front in die Heimat beurlaubt worden, wo er, nun Alleinerbe, die Leitung der väterlichen Papierfabrik im Niedersächsischen bei Hannover übernommen hatte.

Es war kein einfaches Erbe gewesen, niemand hatte zuvor von ihm erwartet, dass er wirtschaftliche Zusammenhänge erkennen könne oder gar Entwicklungen voraussehen. Er hatte sich bisher weit mehr für das interessiert, was auf dem Bluhm'schen Papier gedruckt wurde als für die Herstellung und den Verkauf des Papiers selber. Und so hatte er zunächst einmal ihm bisher gänzlich unbekannte Bücher, die Geschäftsbücher und die Buchhaltung, studieren müssen.

Nach dem Ende des Krieges war er von Zeit zu Zeit seiner früheren Vorliebe gefolgt und zu den Druckereien nach Frankfurt oder nach München oder nach Leipzig aufgebrochen, die mit dem Bluhm'schen Papier beliefert wurden. Kundenbesuche hatte er diese Reisen genannt, von denen er dann mit einer Vielzahl von neuesten Druckerzeugnissen im Gepäck zurückgekehrt war. Darunter Romane unterschiedlichster literarischer Qualität, Monats- oder Quartalshefte verschiedenster Berufsgruppen und Verbände, aber auch Fachliteratur, etwa für das Studium der Rechte oder der Medizin. Alles interessierte ihn. Besondere

Neugier jedoch, ja, eine geradezu schwärmerische Leidenschaft weckten bei Johann Veröffentlichungen über naturwissenschaftliche Forschungen, über neueste Erkenntnisse auf den Gebieten der Chemie und der Physik, und ihre Anwendung in Technik und Industrie. Mochten diese Veröffentlichungen auch noch so nüchtern und für ihn eigentlich unverständlich sein, ihre Lektüre rief die Vision eines zukünftigen modernen Garten Eden in ihm hervor, in den er sich dann gern selbst schon mal hineinräumte, auch, um hin und wieder, wenn auch nur für kurze Zeit, aus der oft bedrohlichen Gegenwart mit ihren unüberschaubaren Entwicklungen zu fliehen.

Obwohl also eher ein Schwärmer, war es Johann dennoch gelungen, die Auftragslage trotz aller Zerrüttung durch den Krieg und die Geldentwertung stabil zu halten. Allerdings wurde infolge der schwindelerregenden Inflation auch eine unglaubliche Menge Papier zum Druck der Millionen, Milliarden und zum Schluss Billionen Reichsmark ausweisenden Papiergeldscheine gebraucht.

Doch ausgerechnet jetzt, im Jahr der Geburt von Anton, dem lange erhofften Erben, gingen die Aufträge zurück, und Johann entschloss sich zu einer Kundenreise außer Plan. Nicht, um Gedrucktes, sondern um neue Aufträge und ausstehende Forderungen mit nach Hause zu bringen.

Nach Druckereibesuchen im Raum Hamburg, Frankfurt und Leipzig traf er Ende Oktober in München ein. Obwohl er einen Termin mit der Geschäftsführung vereinbart hatte, wurde er von Dr. Willinger persönlich empfangen.

Kein gutes Zeichen, dachte Johann und erwartete, dass auch dieser Druckereibesitzer, wie all die anderen, die ihn auf seiner Rundreise persönlich empfangen hatten, die eigene, sich täglich verschlechternde Auftragslage beklagen würde, um dann eine Kreditverlängerung oder gar einen Preisnachlass zu erbitten. Er hatte bisher, um überhaupt Aufträge zu schreiben, manchem Kunden gegenüber bereits Zugeständnisse gemacht. Dieses Mal würde er unnachgiebig sein müssen, er konnte und wollte, er durfte das eigene Unternehmen nicht durch weitere Zugeständnisse gefährden. Unwillkürlich straffte Johann Rücken und Schultern, bevor er das Büro von Dr. Willinger betrat.

Zu seinem Erstaunen war Dr. Willinger nicht allein, sondern in eine Unterhaltung mit einem stattlichen älteren Herrn in dunkler Kleidung vertieft, die er jedoch sogleich unterbrach, um Johann zu begrüßen.

»Erlauben Sie mir, lieber Herr Bluhm, Sie mit dem General bekannt machen zu dürfen«, sagte er, nannte dann in ehrfürchtigem Ton den Namen, der Johann bekannt war, und stellte ihm dann diesen bekannten General stolz als Initiator einer unlängst gegründeten Produktionsgesellschaft zur industriellen Herstellung von Gold vor.

»Von Gold?«, fragte Johann überaus erstaunt und sah den General ungläubig an. Der verbeugte sich leicht, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

Die erste Anlage, die sich allerdings in einer Art Entwicklungsphase befände, sei tatsächlich in Betrieb und produziere bereits das erste industriell gewonnene Gold, beeilte sich Dr. Willinger zu erklären.

Johann lächelte verlegen, die Gegenwart des bekannten Generals, der nun industriell Gold produzieren ließ, verwirrte ihn.

Dr. Willinger ging zu seinem Schreibtisch, entnahm einem Schubfach einen bereits ausgefüllten und unterzeichneten Wechsel, überreichte ihn Johann und meinte mit deutlicher Genugtuung, dass er dank seiner Anteilsscheine an der Goldmine, wie er die Gesellschaft des Generals kurz und bündig nannte, die noch ausstehenden Forderungen seitens der Bluhm'schen Papierfabrik problemlos begleichen könne.

Johann schaute noch überrascht auf den Wechsel, den er unvermutet in seiner Hand hielt, da ließ Willinger von zwei Mitarbeitern schon eine große Karte aufhängen. Sie zeigte eine beeindruckende Anordnung von mehreren größeren und kleineren Kesseln, die durch Rohre und ein Geflecht von Schläuchen miteinander verbunden waren.

Die Abbildung weckte sofort Johanns schwärmerisches Interesse für alles Naturwissenschaftliche und seine Anwendung in Technik und Industrie, und so folgte er aufmerksam Dr. Willingers Erklärungen, der es zum Schluss dem General überließ, das Endprodukt dieser Produktionsanlage zu benennen.

»Gold«, sagte der General ohne jede Erregung in der Stimme, während sich die von Dr. Willinger, als er das Wort wiederholte, fast überschlug.

Der General entnahm einem schwarzen Lederköfferchen daraufhin eine schwarze Ledermappe und gab sie dem bewegten Druckereibesitzer, der sie behutsam auf seinen Schreibtisch legte und andachtsvoll öffnete.

Nach Aufforderung von Dr. Willinger, auf seinem Schreibtischstuhl Platz zu nehmen, beugte sich Johann über die vor ihm liegende aufgeklappte Doppelseite und begann, sie zu studieren. Sie enthielt Auskünfte über die rechtliche Form der Produktionsgesellschaft, über die Höhe der bisher geleisteten und noch benötigten Investitionen und den Hinweis auf die einmalige Gelegenheit, sich an der Gesellschaft mittels Anteilscheinen beteiligen zu können. Tabellen ließen erkennen, in welchem Zeitraum welche Gewinne erwartet wurden, und die kletterten nach der Ausbauphase von einem, maximal zwei Jahren in eine außerordentliche Höhe.

Johann wurde von einem kurzen Schwindel erfasst, der abrupt endete, als er die beigefügte Liste der bisherigen Anteilseigner überflog. Sie verbürgte die prognostizierten Gewinne sozusagen auf gesellschaftlicher Ebene, enthielt sie doch bekannte Namen aus der bayerischen Großindustrie. Und auch der bayerische Adel hatte gezeichnet.

Über alle Maßen beeindruckt stand er auf, trat vom Schreibtisch zurück, schaute fragend vom Druckereibesitzer zum General und dann auf die Karte mit der Darstellung der Anlage.

»Kaum zu glauben, nicht wahr?«, sagte Dr. Willinger, lächelte nachsichtig und schlug ihm nun vor, an einer Besichtigung der Goldmine, die sich eine knappe Autostunde entfernt in der Nähe von Starnberg am Starnberger See befände, teilzunehmen. Johann willigte, so verblüfft wie neugierig, nach kurzem Zögern ein. Daraufhin verabschiedete sich der General, man würde sich ja gleich wiedersehen, murmelte er.

Wenig später saß Johann neben Dr. Willinger im Fond eines Automobils, das von einem Fahrer chauffiert wurde. Sie fuhren eine Uferstraße am Starnberger See entlang. Links und rechts präsentierten sich ihnen italienisch anmutende Villen in parkähnlichen Gärten oder reihten sich mehrgeschossige Häuser im Alpenstil aneinander, dazwischen sah er hin und wieder das Blau des Sees oder in der Ferne, wie Dr. Willinger erklärte, die Schneekuppen des Karwendelgebirges aufscheinen.

Schließlich lehnte sich Johann in seinen Sitz zurück und schloss die

Augen. Getragen von seinem schwärmerischen, ja leidenschaftlichen Glauben an den technischen Fortschritt, bestätigt durch die illustren Namen von Vertretern der bayerischen Industrie, der Finanz- und Adelswelt, geriet Johann nun ins Visionieren: Mithilfe der Gewinne durch den Besitz von Anteilsscheinen an der Goldmine würde er expandieren und sich seinen Lieblingswunsch, der Papierfabrik eine Druckerei anzugliedern, erfüllen können. Die Geburt seines ersten Sohnes nach vier Töchtern erschien ihm nun als verheißungsvolles Omen für eine solche unternehmerische Entscheidung, denn mit ihr würde er eine solidere Basis für die Zukunft schaffen. Auch würde Anton schon früh das gedruckte Wort lieben lernen, es vielleicht sogar eingehender studieren können als sein Vater.

Johann war auf dem Höhepunkt seiner Vision, als der Fahrer das Automobil von der Uferstraße in eine Einfahrt lenkte und, an einer Madonnenstele vorbei, in einen Kiesweg abbog. Unwillkürlich drehte er sich zu der Stele mit der Jungfrau Maria und dem Kind um und fasste sogleich Vertrauen zu diesem Ort, wurde er doch von der Muttergottes, Katharinas Schutzpatronin, bewacht.

»Ein herrliches Anwesen, nicht wahr?«, hörte er Dr. Willinger sagen, wandte sich wieder in Fahrtrichtung und sah ein bäuerlich anmutendes, zweistöckiges Giebelhaus, das in einer hügelig ansteigenden Parklandschaft mit altem Baumbestand lag.

Er habe sich die Industrieanlage als Fabrik vorgestellt, meinte Johann, und Dr. Willinger hörte deutlich die Enttäuschung in seiner Stimme.

Der Amselhof, so der Name des Anwesens, erklärte er schnell, gehöre dem Münchner Bankier Münzer. Die Anlage befände sich hinter dem Landhaus, in jenem Hügel mit den kleinen Entlüftungsschornsteinen, Dr. Willinger wies in die Ferne, und Johann suchte nach Schornsteinen, fand jedoch keine. In früheren Zeiten, fuhr Dr. Willinger fort, sei das Gewölbe im Hügel Lagerraum des ehemaligen Nonnenklosters gewesen, zu dem der Amselhof gehöre und von dem er seinen Namen erhalten habe, hießen doch in Bayern Nonnen im Volksmund auch *Amseln*. Und diesen Lagerraum der Amseln habe der Bankier dem General für die erste Anlage zum Zwecke der industriellen Herstellung von Gold zur Verfügung gestellt.

»Sie werden überrascht sein!«, versprach der Druckereibesitzer enthusiastisch.

Johann nickte nur, er war enttäuscht, ganz selbstverständlich hatte er sich das auf der Schaukarte so beeindruckende Kesselsystem in der Halle eines Fabrikgebäudes vorgestellt und nicht in einem Gewölbe unter einem grasbewachsenen Hügel.

Der helle Kies knirschte unter den Reifen und das Automobil rutschte beim Bremsen ein wenig aus der Spur, dann öffnete ihnen der Fahrer auch schon die Wagentür. Kurz darauf passierten Dr. Willinger und Johann die schwere Eisentür zu dem durch eine große Anzahl von Lichtrohren gleißend hell erleuchteten, fensterlosen Gewölbe im Hügel.

Obwohl auch die Produktionsanlage nicht die beeindruckende Größe aufwies, wie sie die Darstellung auf der Karte hatte erwarten lassen, sah sich Johann nun doch an einem Ort offensichtlich hochmoderner industrieller Fertigung. Seine Enttäuschung gab sich im gleißend hellen Licht langsam wieder, und er folgte Dr. Willinger mit neu erwachter Wissbegier in den Kreis der bereits anwesenden Herren. Auch sie wollten die Herstellung von industriell gewonnenem Gold kennenlernen, wie Dr. Willinger erklärte, bevor er Johann mit den einzelnen Interessenten bekannt machte. Und auch jetzt glaubte Johann wieder, bekannte Namen zu hören.

Unversehens trat ein unscheinbarer Mann in einem weißen Kittel in die Mitte der kleinen Gesellschaft. Er stellte sich als Diplomingenieur August Lowicki vor, bat um Aufmerksamkeit und begann, die Funktion und Anordnung der Kessel und der kleineren und größeren Rohre sowie das unüberschaubare Gewirr der Schläuche zu erklären.

Alle Anwesenden hörten gespannt zu. Als der Ingenieur jedoch immer mehr Formeln auf eine große Tafel schrieb und sie bald wieder löschte, um neue Formeln hinzuschreiben, verloren einige unter den Anwesenden die Geduld. Unruhe machte sich bemerkbar, unwilliges Gemurmel wurde laut, bis endlich ein gewichtig aussehender Mann aus der kleinen Gesellschaft heraus und vor den Ingenieur trat.

»Man hat uns gesagt, wir würden hier im Hügel der Gewinnung von Gold beiwohnen und es am Ende in der Hand halten«, trug er dem Ingenieur mit vibrierender Ungeduld in der Stimme vor, »von Formeln ver-

stehen wir nichts, uns ist echtes Gold versprochen worden, davon verstehen wir etwas!«

Der Ingenieur entschuldigte sich höflich, aber Dr. Tausch verlange, dass er den Interessenten die Formel zur industriellen Herstellung von Gold, die dieser über Jahre experimentell entwickelt habe, zumindest im Ansatz zur Kenntnis bringe, gebe es doch genug Scharlatane auf diesem Gebiet.

»Durchaus!«, pflichtete ihm nun einer der Interessenten bei.

Allerdings, schränkte daraufhin der Ingenieur ein, müsse der entscheidende letzte Schritt der Transformation geheim bleiben, könnte doch sonst jedes beliebige Unternehmen die Erfindung des Dr. Tausch nutzen.

In diesem Moment wurde die schwere Eisentür geöffnet und der General trat ein.

»Dem General geht es wie Ihnen, meine Herren«, erklärte der Ingenieur, während er sich kurz in dessen Richtung verbeugte, »er kommt stets erst dann, wenn ich geendet habe, auch ihn langweilen die Formeln, er will Taten und Tatsachen sehen!«

Einige der Anwesenden klatschten Beifall.

Der Diplomingenieur ging nun zu einem Pult mit unterschiedlichen Armaturen, mittels eines Hebels setzte er die Anlage in Betrieb, zumindest waren jetzt Geräusche wie beim Einströmen von Gas oder Wasser zu hören. Ein Mann trat aus einer der mit Milchglas verkleideten hinteren Kabinen und ging zum Pult. Wie der Diplomingenieur, der ihm sofort Platz machte, jedoch weiter assistierte, trug auch er einen weißen Kittel.

Dr. Willinger stieß Johann mit dem Ellenbogen an: »Das ist er«, flüsterte er, »Dr. Friedrich Tausch, Doktor der Physik und Doktor der Chemie!«

Zur großen Überraschung von Johann war der doppelte Doktor noch recht jung, schlank, hochgewachsen und hatte dunkles volles Haar. Johann hatte einen eher fülligen, älteren, leicht gebeugten Mann mit ergrautem Haarschopf und einem grauen Bart erwartet, einen Mann der Wissenschaft, der in ihrem Dienste grau geworden war. Stattdessen stand hier ein junger Spund! Was sollte der schon wissen, was konnte der erforscht haben?! Johann spürte, wie ihm unbehaglich wurde, wie er zu

zweifeln begann, ja, wie es ihn sogar drängte, umgehend das Gewölbe zu verlassen. Doch er stand vorn in der ersten Reihe neben Dr. Willinger, der mit großer Aufmerksamkeit beobachtete, wie dieser noch junge Naturwissenschaftler von Kessel zu Kessel ging, wie er auf die beginnenden Geräusche lauschte, an verschiedenen Rädchen drehte und Hebel verschoob, während der Diplomingenieur auf den Anzeigeräten am Pult den Herstellungsprozess überwachte.

Unmerklich zunächst, jedoch unüberhörbar schwoll das leise Summen und Brummen bald zu einem immer lauter werdenden Ächzen und Stöhnen an, das nach einiger Zeit in heftiges Hämmern und Klopfen überging, was dann ein Zittern und Beben der Kessel auslöste, je öfter der junge Wissenschaftler die Hebel und Rädchen manipulierte, bis irgendwann im ganzen Gewölbe ein geradezu höllischer Lärm ausgebrochen war, sodass Johann dem Beispiel von Dr. Willinger und einigen anderen Herren folgte und sich die Ohren zuhielt.

Mit einem lauten dumpfen Knall endete das ohrenbetäubende Getöse dann ganz plötzlich, und aus dem in der Anordnung letzten Kessel strömte dichter weißer Dampf. Er wuchs schnell zu einer Wolke an, die drohte, sich im ganzen Gewölbe auszubreiten, was den einen oder anderen Beobachter nun doch zum Ausgang schielen ließ.

Doch nun trat der General, der sich bisher im Hintergrund gehalten hatte, entschlossenen Schrittes nach vorn neben den noch immer bebenden und weißen Dampf ausstoßenden Kessel, gab den Anwesenden ein Zeichen der Beruhigung, wartete, bis das Ausströmen von Dampf nachließ, dann streifte er den Asbesthandschuh über, der ihm von dem jungen Wissenschaftler gereicht worden war.

Bevor der General mit der durch Asbest geschützten Hand eine kleine Klappe am Kessel, unter der ein Auffangkörbchen aus Draht montiert war, zurückschob, bat er um volle Aufmerksamkeit. Was nicht nötig gewesen wäre. Alle Interessenten und auch Dr. Willinger, der, wie er Johann mitgeteilt hatte, dem Herstellungsprozess bereits schon öfter beiwohnen durfte, und sogar der Diplomingenieur selber starteten erwartungsvoll auf die Klappe mit dem Drahtkörbchen darunter. Nur der junge Wissenschaftler hielt seine Augen gesenkt, er schien wie in sich versunken. Mit einem Ruck ließ der General nun die Klappe zurückfliegen und etwas fiel

in das Auffangkörbchen. Der General nahm dieses Etwas, es war ein kleiner glänzender Klumpen, aus dem Körbchen und Johann meinte, als der General den Klumpen in ein mit kaltem Wasser gefülltes Gefäß, das ihm der Diplomingenieur gereicht hatte, legte, einen kurzen leisen Zischlaut zu hören, so still war es geworden.

»Gold«, sagte der General, »überzeugen Sie sich, meine Herren!« Er nahm das Gefäß und reichte es weiter.

Es ging von Hand zu Hand, und auch Johann betrachtete den glänzenden Klumpen, der dort im Wasser lag.

Nun forderte der Diplomingenieur die Anwesenden auf, jeder von ihnen möge diesen Klumpen einmal in die Hand nehmen. Und Johann folgte wie die anderen seiner Aufforderung und meinte, er sei noch warm, als er ihn auf der Handfläche wog. Er rollte ihn hin und her und versuchte, sich an das spezifische Gewicht von Gold zu erinnern. War es nicht ein schweres Metall? Dieses Klümpchen wog verhältnismäßig schwer. Und es glänzte wie Gold. Johann spürte, wie seine Zweifel und Vorbehalte gegen den jungen Wissenschaftler verflogen. Er reichte das Gold weiter und schaute ihm mit wachsendem Staunen hinterher wie alle anderen auch.

Um den Nachweis echten Goldes zu demonstrieren, bat der Diplomingenieur die Herren nun in eine der Kabinen im hinteren Teil des Gewölbes. Dort legte er den Klumpen auf eine Waage, deren Eichung er zuvor demonstrierte, und wog ihn. Dann wurde er von ihm vermessen. Nun rechnete der Ingenieur den Anwesenden das spezifische Gewicht vor. Und danach gab es für alle keinen Grund mehr zu zweifeln, es war bewiesen: Das Klümpchen war reines Gold. Da klatschten die Interessenten und auch alle anderen begeistert, ja, überwältigt in die Hände, und Johann, dem Schwärmer, schossen Tränen in die Augen angesichts dieses Wunders, das ja kein Wunder war, sondern reine Naturwissenschaft.

Der Diplomingenieur begleitete die kleine Gesellschaft zurück in den Eingangsbereich, dort stand Dr. Tausch in angeregtem Gespräch mit dem General, in das die Besucher gleich einbezogen wurden, erörterten der General und der junge Wissenschaftler doch die Bedingungen für die nächste Entwicklungsstufe. Mit der jetzigen Anlage sei gegenwärtig eine Tagesproduktion von maximal zwanzig Gramm Gold möglich, sagte

der junge Wissenschaftler, er könne sie aber auf fünfzig Gramm steigern. Eine Tagesproduktion von hundert und erst recht von fünfhundert Gramm wäre nur mit einer größeren Anlage zu erreichen.

»Schaffen Sie uns mit dieser fünfzig Gramm, dann sind wir für den Anfang zufrieden«, meinte der General gut gelaunt und rechnete den Anwesenden das Monatsvolumen der Anlage bei einer Fünfzig-Gramm-Tagesproduktion vor.

»Das macht uns so leicht keine Goldmine nach! Sie müssen sich beeilen, meine Herren, wenn Sie dabei sein wollen«, rief der General am Ende seiner Rechnung enthusiastisch, »allerdings sind für Stufe 1 bereits alle Anteilsscheine gezeichnet«, schränkte er ein, »ebenso für Stufe 2, unsere Hundert-Gramm-Produktion. Für Stufe 3, bei der wir fünfhundert Gramm produzieren wollen, sind aber noch Volumen frei.« Damit wies er auf den Diplomingenieur und auf Dr. Willinger: »Diese beiden Herren werden Ihre Fragen bei einem kleinen Imbiss beantworten«, sagte er und verabschiedete sich mit einer knappen Verbeugung für dringende Geschäfte. Dr. Tausch zog sich in seine Kabine zurück, und Diplomingenieur Lowicki führte die kleine Gruppe der Besucher den Hügel hinunter zum alten Landhaus.

Dr. Willinger, der vorausgeeilt war, empfing die Interessenten im modernen Anbau, einem großzügig gestalteten Wintergarten. Dort erwartete sie eine opulente Brotzeit mit aufgeschnittenem Braten und verschiedenen Sorten Käse. Es standen auch Bierkrüge bereit und ein Korb mit salzbestreuten Brezen. Bewegt davon, Zeuge des Menschheitstraums der Goldherstellung geworden zu sein, griff jeder erst einmal zum Bierkrug, man prostete sich zu. Dann setzte man sich und speiste, während Dr. Willinger geduldig die aufgeregten Fragen zur Höhe der geplanten Investitionen und dem Erwerb von Anteilsscheinen beantwortete, erklärte Diplomingenieur Lowicki die geplante technische und zeitliche Umsetzung der Produktionsstufe 3. Und während man aß und trank und sich informierte, versicherte man sich immer wieder überschwänglich, Zeuge eines Wunders geworden zu sein, das jedoch eben auf keinem Wunder beruhte, sondern auf reiner Naturwissenschaft.

Wie die meisten der Interessenten entschloss sich auch Johann Bluhm, Anteilsscheine der Stufe 3 zu zeichnen. Allerdings entschied er

sich, angesichts seines Vorhabens, an die Bluhm'sche Papierfabrik eine Druckerei anzugliedern, im Gegensatz zur Mehrzahl der Interessenten für eine größere Summe.

Auf dem Weg zurück in die niedersächsische Heimat konnte er es kaum erwarten, Katharina in ihre unmittelbar bevorstehende glänzende gemeinsame Zukunft einzuweihen. Doch wie enttäuschte es ihn, als er sie, während er von der Goldproduktion berichtete, die Stirn runzeln sah und bei der Nennung des Namens des doppelten Doktors auflachen hörte. Schließlich unterbrach sie ihn mit einem furiosen Blitzen in den Augen und fragte, ob denn der Willinger den Verstand verloren hätte. Erst als er den General als Begründer des Unternehmens und bedeutende Namen bisheriger Anteilseigner nannte, beruhigte sie sich etwas, wollte nun aber von ihm bestätigt wissen, dass er auf keinen Fall selbst die Absicht hege, Anteile zu erwerben.

Johann wagte nicht, ihr die volle Investitionssumme für die von ihm bereits gekauften Anteilsscheine zu gestehen. Er nannte nach einigem Zögern einen wesentlich geringeren Betrag. Den allerdings habe er gezeichnet.

Katharina wurde blass, murmelte Heilige-Mutter-Gottes, bekreuzigte sich und flüsterte, einer, der Gold mache, ob nun Doktor der Chemie und Doktor der Physik, müsse mit dem Teufel im Bunde stehen. Von Johann ließ sie sich versprechen, die Beteiligung sofort wieder zu verkaufen, notfalls das ganze Teufelwerk, selbst bei Verlust, zu vernichten. Sich mit dem Teufel einzulassen bringe Unglück. Johann schwieg. Er war Protestant und glaubte nicht an den Teufel, ganz im Gegensatz zu seiner streng katholischen Frau.

Drei Jahre wartete Johann vergebens auf die versprochene Gewinnausschüttung, dann konnte er den Konkurs nicht länger verhindern. Die Finanzierung der Anteilsscheine über einen Bankkredit war eine zu hohe Belastung für die Papierfabrik geworden, das Unternehmen war, obwohl sich die allgemeine Wirtschaftslage weiterhin stabilisierte, unaufhaltsam in rote Zahlen geraten. Johann musste seiner Frau die volle Wahrheit gestehen.

Zuerst glaubte Katharina seinen Worten nicht. Doch mit dem Kon-

kurs der Fabrik konfrontiert, kreisten ihre Gedanken dann nur noch darum, wie sie, um ihre Familie vor dem Absturz in die Armut zu bewahren, dem Teufel in der Person des Goldmachers, so ihr Name für den Dr. Tausch, das Geld für die Anteilsscheine wieder entwenden könnte. Auch wenn Anton noch immer ihr ganzes Entzücken war, über ihr Vorhaben, dem Teufel ein Schnippchen zu schlagen, versank sie in ein grübelndes Schweigen, und ihr Blick verdüsterte sich.

Und für Anton, dessen lichtet helles Wesen sonst ihren Blick stets hatte aufleuchten lassen, verdüsterte sich mit einem Schlag die Welt.

Eines Tages erfuhr Katharina durch einen früheren Geschäftsfreund ihres Mannes vom Aufschwung der Druckerei des Dr. Willinger. Die Partei, so der Geschäftsfreund, der auch der Willinger angehöre, die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, ließe sowohl ihre Parteizeitung als auch alle ihre anderen Parteipublikationen bei ihm drucken. Man erzähle sich, so der Geschäftsfreund weiter, die Gelder dafür würde ein naturwissenschaftliches Genie, ein Doktor der Chemie, der Mathematik und der Physik verdienen, der ein Verfahren zur industriellen Herstellung von Gold entwickelt habe.

Sofort beschloss Katharina, ohne Wissen ihres Mannes, Dr. Willinger in seiner Druckerei aufzusuchen. Sie legte alles, was sie ersparen konnte, für die Reisekasse beiseite, erwog jedoch bald, sich zusätzlich Geld zu leihen, da es andernfalls monatelang dauern würde, bis sie den Betrag für ihre Reise beisammenhätte. Mit dem Verlust der Papierfabrik waren sie arm geworden. Die komfortable Villa hatte verkauft und gegen eine bescheidene Wohnung getauscht werden müssen, Johann arbeitete als Außendienstler für den neuen Besitzer der Bluhm'schen Fabrik.

Anton begann zu kränkeln. Es war, als würden die Sorgen der Mutter, die das Leuchten aus ihren Augen verdrängt hatten, nicht nur an ihrer, sondern auch an seiner Lebensenergie zehren. Er saß nun oft mit unkindlich ernster Miene mal auf dem Schoß der einen, mal auf dem der anderen Schwester, und jede versuchte, ihn zu erheitern. Darüber gerieten die Schwestern in heftigen Wettbewerb und strapazierten den kleinen Anton mehr mit ihren sich überbietenden Aufmerksamkeiten, als ihn damit zu erfreuen.

Schließlich wurde Anton ernsthaft krank, er bekam eine Lungenent-

zündung. Katharina, besessen von dem Willen, diesem Teufel, dem Leibhaftigen, dem ihr Mann da auf den Leim gegangen war, das Familienvermögen wieder zu entreißen, und seit Monaten mit den Vorbereitungen zu ihrer Reise nach München beschäftigt, erschrak zutiefst. Wollte er, der ihnen Hab und Gut genommen hatte, ihnen jetzt auch noch das Liebste, das jüngste Kind, den einzigen Sohn nehmen?

Sie gab nicht nur ihre Reise, sie gab ihr Vorhaben insgesamt auf, wich nicht von Antons Bett und betete zur Muttergottes. Als sich Antons Zustand dramatisch verschlechterte, gelobte sie, er würde Priester werden, sofern er die Krankheit überleben sollte.

Und Anton genas. Zum Dank sprach Katharina noch mehr fromme Gebete und lehrte sie auch Anton. Er sprach sie, ihr zuliebe, alle nach, aber sie hinterließen keine so tiefe Wirkung wie ihre Erzählungen vom Goldmacher, diesem Teufel und seinem Teufelswerk. Gegen ihn konnte der liebste Gott der Welt keinen Stich machen. Und den schien er gegenüber diesem Teufel ja auch gar nicht machen zu wollen, nachdem die Wirkung, die der Leibhaftige auf die Mutter ausübte, nicht aufzuheben war: Das Aufleuchten und Strahlen in ihren Augen, das Licht der ersten Jahre, es kehrte nicht wieder zurück. Und irgendwann formte sich in Anton der Wille, es selber zurückzubringen. Das Licht.

2.

Anders als Anton, der mit seinem Einzug in die Welt alle beglückt hatte, schwächte Franz die noch jugendliche Alexandra bei seiner Geburt bis zur Ohnmacht: Er legte sich quer. Nur dem Geschick der Hebamme war es zu verdanken, dass er auf natürlichem Wege und nicht durch einen Kaiserschnitt zur Welt kam, zwei Monate nach Anton, am 29. September 1924 in München als Erstgeborener von Hubert und Alexandra Münzer.

»Mei, was für ein schwerer Bub!«, rief die Hebamme erstaunt und erleichtert aus, als sie den Franz endlich in den Händen hielt.

Alexandra erholte sich in den kommenden Wochen nur langsam von der anstrengenden Geburt und Hubert Münzer schlug seiner jungen Frau schließlich vor, sich zur Genesung auf den Amselhof zurückzuziehen.

In das Landhaus fuhr er sie dann selbst hinaus und blieb noch zum Tee, der im Wintergarten serviert wurde, dort, wo wenige Tage zuvor Johann Bluhm den verhängnisvollen Kauf von Anteilsscheinen an der Gesellschaft zur industriellen Produktion von Gold gezeichnet hatte. Anschließend fuhr der junge Vater wegen dringender Geschäfte zurück nach München.

Hubert Münzer war dreißig Jahre alt. Knapp ein Jahr zuvor hatte er die neunzehnjährige Alexandra, die bereits schwanger gewesen war, gegen den Willen ihrer großbürgerlichen Eltern geheiratet. Er selber war in einem bürgerlichen Elternhaus aufgewachsen, wo man traditionell die Arzt- oder Anwaltslaufbahn einschlug. Für beide Berufe empfand Hubert allerdings keinerlei Neigung, er fühlte sich zu Höherem berufen, schon als Kind hatte er Wappen deutscher Adelshäuser gesammelt, im Krieg dann Auszeichnungen.

Das Ende des Kaiserreichs hatte ihn tief erschüttert. Er nahm dem Kaiser den verlorenen Krieg ganz persönlich übel und weinte ihm deshalb keine Träne nach, sondern folgte seinem ausgeprägten Gefühl, dass dieser große Zusammenbruch durchaus auch große Gelegenheiten bie-

ten würde. Und tatsächlich machte er innerhalb kurzer Zeit mit illegalen Transaktionen erhebliche Gewinne, was seinen Ehrgeiz erst richtig anspornte und ihn alle seine Talente einsetzen ließ, um das schnell erworbene Vermögen weiter zu vermehren. Was ihm auch gelang. Hubert besaß einen ausgeprägten Instinkt für Geschäfte, der ihm schließlich auch die Türen zu den gesellschaftlichen Kreisen von Alexandra öffnete.

Als er sie das erste Mal auf einem Empfang sah, durchzuckte ihn so etwas wie ein elektrischer Schlag. Sie hingegen, hochgewachsen und auf eine Weise kräftig, die Hubert an Frauen liebte, hatte ihn nicht bemerkt. Vielleicht weil er eher als etwas klein geraten gelten musste. Sie trug ein weißes Sommerkleid, das ihren Oberkörper eng umschloss und dessen fließender Rock die geschwungenen Linien ihrer Hüften und Beine nachzeichnete. Ihr hübsches Gesicht war von schwarzem Haar umrahmt.

Immer wieder hatte Hubert seinen Blick an ihre Gestalt geheftet und versucht, magnetisierende Kräfte zu entwickeln und sie so zu zwingen, ihn anzusehen.

Einmal hatte sie sich tatsächlich in seine Richtung gedreht, doch ein junger Mann war auf sie zugegangen, hatte ihre Hand genommen, sie lange in seiner gehalten und sie dann an seinen Mund geführt und geküsst. Das löste in Hubert den Entschluss aus, Alexandra für sich zu erobern. Doch er wollte vorbereitet sein und ihr mehr bieten als nur die Aussicht auf Reichtum und Vermögen, die sie von Haus aus sowieso hatte, wie er schnell herausfand. Aber was konnte dieses *Mehr* sein?

Kurz darauf hielt sich Hubert in Wien auf und lernte dort den General kennen, der am Abend einen Vortrag besuchen wollte und Hubert einlud, ihn zu begleiten. Aus Höflichkeit nahm er an. An diesem Abend nun fand Hubert jenes *Mehr*, das er suchte. Mit ihm, das wusste er gleich, würde er nicht nur Alexandra erobern, mit diesem *Mehr* würde er, und mit ihm viele andere, zu Eroberungszügen ganz anderer, ganz neuer Art aufbrechen, das hatte er gleich gespürt, nein, gewusst.

Der Vortrag hatte in der Technischen Universität stattgefunden. Der Hörsaal füllte sich schnell und war schon bald überfüllt, und als der Vortragende auf das Podium stieg, begrüßten ihn die Zuhörer mit großem Beifall, allerdings unüberhörbar laut von schrillen Pfiffen unterbrochen. Sofort waren selbsternannte Ordnungshüter aufgesprungen und hatten

die Pfeifenden, es waren fünf junge Männer, nach einem kurzen Gerangel überwältigt. Von einer bereits nun schon größeren Anzahl selbst ernannter Ordnungshüter wurden sie umgehend aus dem Saal hinausgedrängt, gestoßen, ja, geprügelt.

Hubert hatte neben dem General in der ersten Reihe gesessen und gehört, wie er etwas über das bolschewistische Gesindel gemurmelt hatte.

Der Mann im grauen Anzug, der hinter das Stehpult getreten war, konnte endlich mit seinem angekündigten Vortrag über das Planetensystem der Erde beginnen. Hubert hatte vor, die veranschlagten anderthalb Stunden des Vortrags für seine strategischen Planspiele zur Eroberung von Alexandra zu nutzen. Doch irgendwann drang das Wort *Welteislehre* zu ihm durch und ergriff ihn, ja, mit einem Schlag war seine ganze Aufmerksamkeit bei dem Mann im grauen Anzug hinter dem Stehpult.

Von nun an war er ihm nicht nur gefolgt, er hatte die Worte in sich hineingesogen, und sie schienen ihm zunehmend Teil einer Offenbarung. Am Ende war er wie die meisten der Zuhörer aufgesprungen und klatschte nicht enden wollenden Beifall, berauscht vom Offenbarten.

Was ihm am Anfang des Vortrags entgangen war, holte er anschließend in kleinem Kreis und im Gespräch mit dem General nach, sodass ihm die *Welteislehre* in allen ihren Einzelheiten bekannt wurde. Erst in den frühen Morgenstunden hatte man sich wie heimliche Verbündete voneinander verabschiedet.

»Lachen Sie nicht, hören Sie gut zu!«, hatte Hubert einige Tage darauf gesagt, Alexandras Arm genommen und sie aus der kleinen Gesellschaft hinaus in den Park des Landhauses am Starnberger See geführt, um sie in die jüngst offenbarte Welteislehre einzuweihen und ihr von den Giganten, den Übermenschen zu berichten, die einst in der Vorzeit die Erde bewohnt hatten.

»Sie waren Halbgötter und verfügten über einen direkten Zugang zu den Kräften des Universums«, hatte er erklärt und versucht, die Frau, die er erobern wollte, mit einem bezwingenden Ausdruck in Augen und Mimik zu fixieren. Alexandra hob erstaunt, aber auch interessiert die Augenbrauen.

»Sie beherrschten die Welt«, fuhr er fort, »im Vergleich zu diesen

Übermenschen und ihrer fortgeschrittenen Zivilisation sind wir mit unseren technischen und zivilisatorischen Errungenschaften Zwerge!«

Hubert hatte einen Augenblick innegehalten und das Gefühl des Triumphs ausgekostet, das ihn seit dem Abend in Wien wie auf Flügeln einer glanzvollen Zukunft entgegnetrug: der glorreichen Zukunft mit Alexandra, der eigenen und der in einem zukünftig glorreichen Deutschland.

»Und was ist mit diesen Übermenschen geschehen?«, hatte Alexandra gefragt, »was ist aus ihnen geworden?«

»Sie schlummern in uns!«, war es aus Hubert herausgeplatzt.

Alexandra hatte ihn überrascht angesehen und dann gelacht. Die Vorstellung, dass in diesem nicht übermäßig großen und in seinem Äußeren eher durchschnittlich wirkenden Mann ein Gigant, ein Übermensch schlummern sollte, amüsierte sie.

»Lachen Sie nicht, hören Sie gut zu!«, hatte Hubert noch einmal gesagt. Und während er mit ihr an duftenden Rosenbüschen und blühenden Stauden vorbei über die mit Buchsbaum gesäumten Kieswege des Parks schlenderte, entführte er sie in eine Zeit, die nicht nur Millionen, sondern Milliarden Jahre zurücklag, in jenen kosmischen Zeitraum, als ein gigantischer Eismeteorit auf die Sonne fiel und eine Explosion auslöste, die einen Teil des glühenden Planeten ins All schleuderte. Dieser Teil zerfiel in Stücke und brachte ein Planetensystem von Eismonden hervor, die um die Erde kreisten, schließlich nacheinander auf sie herunterfielen und jene Bedingungen schafften, die alles Leben, das sich entwickelte, riesige Ausmaße annehmen ließ. Zunächst sei die Erde von gigantischen Pflanzen und monströsen Insekten bevölkert gewesen, hatte Hubert weiter erzählt, dann, nach dem ersten Eismondfall, von Dinosauriern. Nach dem zweiten Eismondfall hätten Giganten, wahre Übermenschen, auf der Erde gelebt. Parallel jedoch habe sich eine andere Spezies entwickelt, die Arier. Sie seien noch keine Übermenschen gewesen, hätten jedoch die Erbanlagen zum Übermenschen bereits in sich getragen.

»Trotz aller Weltbeherrschung«, war Hubert fortgefahren, »erlebten auch die Giganten ihre Götterdämmerung, als der dritte Eismond fiel. Nicht so die Menschen, die Arier. Sie überlebten und kämpften mutig und mit Erfolg gegen den einen oder anderen infolge des Eismond-

falls entarteten Giganten, davon haben bereits die alten Griechen berichtet.«

Alexandra hatte kurz innegehalten und nachgedacht, dann langsam genickt, ja, die Geschichte von Odysseus und wie er den Zyklopen besiegte, sei ihr bekannt, hatte sie gesagt, und nun diesem fast sachlich und dennoch leidenschaftlich referierenden Mann an ihrer Seite gern zugehört.

»Irgendwann wird der letzte, der vierte, unser Mond auf die Erde fallen und uns vernichten«, erklärte Hubert und Alexandra war stehen geblieben und hatte die Stirn gerunzelt.

»Das ist das Gesetz des Kosmos«, hatte Hubert aufgetrumpft, »ein immerwährender Kampf!«

Er hatte erneut Alexandras Arm ergriffen und sie tiefer in den Park hineingeführt und, jetzt erregt, weitergesprochen: »In uns Ariern hat die Erbanlage des Übermenschen überlebt, wir Arier können die Auslöschung der Menschheit verhindern, indem wir die Herrschaft auf dieser Erde übernehmen und unsere Erbanlage bis zur Reife, bis zum Übermenschen weiterentwickeln! Wir müssen den Kosmos beherrschen, bevor er uns vernichtet! Machen wir uns an die Arbeit!«, hatte Hubert voller Enthusiasmus ausgerufen und Alexandra an sich gezogen und sie geküsst.

So überraschend es dazu gekommen war, Alexandra ließ sich bereitwillig küssen, ja, auch wenn es noch nicht richtig in ihr Bewusstsein vorgedrungen war, sie war bereit für diesen Mann, hatte er doch einen heimlichen Wunsch in ihr berührt, den sie seit Langem in sich trug, und sie wartete immer ungeduldiger darauf, dass er sich erfüllen möge: endlich den Platz einzunehmen, der ihr verwehrt wurde. Sie war die Erstgeborene, hatte sich prächtig entwickelt, doch das machte das Missgeschick, als Tochter auf die Welt gekommen zu sein, nicht wett. Das ganze Ausmaß dieses Missgeschicks offenbarte sich ihr, als der Zweitgeborene, der Bruder, designierter Alleinerbe wurde, während sie mit einem Bruchteil des Erbes abgefunden werden würde. Alexandra war tief gekränkt gewesen, hatte sich nicht nur in die zweite, sie hatte sich in die hinterste Reihe der Familie zurückgesetzt gefühlt. Hubert Münzer schien ihr nun für diese Kränkung Genugtuung zu bieten, sie würde sich durch ihn und mit ihm

zu wahrhaft Höherem aufschwingen, an dessen Horizont die Beherrschung des Kosmos aufdämmerte, und so erwiderte sie seinen Kuss leidenschaftlich.

In die Heirat mit Hubert hatten ihre Eltern erst eingewilligt, als sie bereits ein Kind von ihm erwartete. Als Mitgift bekam die Tochter den Amselhof, das Landhaus, in dem sie Hubert kennengelernt hatte.

Zu den Hochzeitsgästen hatte auch der General gezählt. Er fand in Alexandra eine schnell entflammte Zuhörerin der unglaublichen Geschichte, dass ein junger Wissenschaftler der Technischen Universität München die Formel zur industriellen Herstellung von Gold entdeckt hatte. Sie unterstützte sofort das Vorhaben des Generals, eine Produktionsgesellschaft zu gründen, und überredete Hubert, das seit Langem nicht mehr genutzte Gewölbe im Hügel für den Bau einer ersten Anlage zur Verfügung zu stellen.

Seitdem hatte nicht nur das von Hubert an den nahen Horizont gerückte Zeitalter der Arier, der künftigen, unbesiegbaren Übermenschen, sondern auch noch eine schon bald in Aussicht gestellte Goldproduktion Alexandras Traum von einer macht- und glanzvollen Zukunft genährt.

Doch die Versprechungen erfüllten sich nicht, wie sie es sich erträumte. Und als Hubert immer häufiger in geheimer Mission unterwegs war und sie mit dem kleinen Franz auf dem Amselhof zurückließ, erhoffte Alexandra sich die Erfüllung ihrer Wünsche mehr und mehr in der Person des Goldmachers. Zunächst nahm sie, den kleinen Franz auf dem Arm, an den Vorführungen für Interessenten an Anteilsscheinen teil, um in dem kleinen Klumpen Gold nicht nur die eigene glorreiche Zukunft, sondern auch die von ganz Deutschland wenigstens schon einmal aufscheinen zu sehen.

Aber schon bald zog es sie auch sonst immer öfter den Hügel hinauf und ins Gewölbe. Sie verstand kein Wort von dem, was der Goldmacher ihr, wenn sie ihn fragte, erklärte, aber sie hing geradezu an seinen Lippen. Bald häuften sich ihre Besuche unter dem Vorwand, der kleine Franz wünsche es sich.

Tatsächlich zog das geheimnisvolle Gewölbe mit seinen schnurrenden, sirrenden und Dampf ausströmenden Kesseln, dem Geflecht von

großen und kleinen Rohren und dem Gewirr von Schläuchen den kleinen Franz magisch an. Vielleicht übertrug sich aber auch nur die Neugier, die Wissbegier seiner Mutter auf ihn, denn der sonst überaus lebhaft Junge folgte, wann immer Alexandra mit ihm die Anlage im Hügel aufsuchte, still dem dunkelhaarigen Mann mit dem leidenschaftlichen Blick, folgte jeder seiner Bewegungen und den Worten, die er sagte, auch wenn er sie ganz gewiss nicht verstand.

Obwohl viel abwesend, so entging Hubert das wachsende Interesse seiner Frau für den Goldmacher nicht, denn Diplomingenieur August Lowicki informierte ihn über Alexandras nun fast tägliche Anwesenheit im Hügel. Unter dem Vorwand, die Dämpfe könnten für den kleinen Franz schädlich sein, verbot Hubert seiner Frau schließlich den Zutritt zur Produktionsanlage.

Alexandra erschrak, stimmte ihrem Mann schuldbewusst zu und hielt sich nun mit dem kleinen Franz viel an der gesunden frischen Luft auf, doch sie litt, ohne es sich einzugestehen, unter der Leere, die das Verbot hinterließ. Bald begann sie, das Landhaus zu meiden, und suchte Ablenkung in der Stadt. Sie fand jedoch ohne ihren Mann, der nach wie vor oft auf Reisen war, keinen richtigen Zeitvertreib und ihre innere Unruhe wuchs.

Eines Tages besuchte Alexandra in Begleitung einer ihrer ehemaligen Schulfreundinnen, zu der sie wieder Kontakt aufgenommen hatte, eine Versammlung der Theosophischen Gesellschaft und entdeckte nun die Welt des Übersinnlichen, und ihre schnell entflammbare Seele fand ein neues Zuhause. Sie beschäftigte sich jetzt mit Buddhismus, Seelenwanderung und Wiedergeburt.

Der kleine Franz musste sich bald an die Gegenwart wenn auch unsichtbarer, so doch fast täglicher Wunder gewöhnen. Als jedoch einmal eine Dame zu Besuch kam, von der die Mutter behauptete, sie könne Gedanken lesen, lief er aus dem Haus und durch die Gartenpforte zu dem Freund nebenan. Auch erschreckte ihn ein Hypnotiseur, der ihm zum Spaß hypnotisierende Bewegungen vormachte. Er rannte schreiend in die Küche, versteckte sich unter dem Herd und war selbst mit Bonbons nicht darunter hervorzulocken. Auch die Köchin und das Hausmädchen waren verschreckt, und sie weigerten sich, der kleinen

Gesellschaft, die der Hypnose eines Mediums beiwohnen wollte, Kaffee zu servieren.

Hubert, dem von der Köchin darüber berichtet wurde, lachte nur, diese harmlosen Vergnügungen wollte er Alexandra nicht verbieten. Er war froh, sie beschäftigt zu wissen, während er sich, wieder angeregt von dem General, nun für Politik interessierte. Auch gegen den Kreis der Freunde Tibets, deren Mitglieder sich einmal im Monat bei Alexandra einfanden, hatte er keine Einwände.

Eines Tages nun, während eines Vortrags der Freunde Tibets vor größerem Publikum über die Arier und ihre Aufgabe, die Welt zu erlösen, dachte Alexandra voller Sehnsucht an ihre erste Begegnung mit Hubert und wie er sie damals mit seinen Visionen vom Aufbruch in eine neue, eine außerordentliche Zeit gewonnen hatte. Nichts deutete seitdem jedoch darauf hin, dass die schlummernden Übermenschen erwachen und Übermenschliches vollbringen würden. Wieder wurde Alexandra von heftiger Unruhe erfasst, gegen die keines der Mittel, die ihr der Hausarzt verschrieb, half. Und so überwand sie schließlich ihre innere Scheu, suchte eine bekannte Hellseherin auf und stellte ihr zwei Fragen. Ob der *Führer*, von dem Hubert jetzt immer öfter sprach, das deutsche Volk und auch sie in jene ersehnte Zukunft der Übermenschen führen würde, wollte sie zuerst wissen, und danach, ob ihr ein weiteres Kind versagt bleiben sollte.

Ohne es zu ahnen, war Alexandra bereits schwanger, und so sagte ihr die bekannte Hellseherin sowohl die Geburt eines zweiten Kindes voraus als auch den Aufstieg eines Führers in einem Zeitalter großer Ereignisse. Beschwingt kehrte Alexandra nach Hause zurück und kündigte gleich ihrem Franzerl ein Geschwisterchen an.

»Ich will aber kein Geschwisterchen«, meinte Franz zuerst nur trotzig und trat dann zornig einen Ball weg, mit dem er gerade gespielt hatte und der nun prompt in die Scheibe des Vitrinenschanks mit dem Hochzeitsgeschirr flog, einem Geschenk von Alexandras Eltern. Nicht nur das Glas, auch zwei Teetassen zerbrachen. Alexandra schaute sorgenvoll auf ihren Sohn.

Franz war längst kein schwerer Bub mehr, sondern ein kräftiger Junge mit einem lebhaften Temperament. Von ihr hatte er die dunklen

Locken und die blauen Augen geerbt und von Hubert das jetzt schon deutlich geformte energische Kinn. Seine Wut- und Zornesausbrüche betrachtete sie mit wachsender Sorge. Wenig später dann auch sein unkindliches Interesse am Geschäftemachen, als er mithilfe seines gesparten Taschengelds am nahe gelegenen Kiosk neben der Schule die bei den Schülern beliebten neuen Wundertüten aufkaufte, um sie für das Doppelte wieder zu verkaufen, zumindest war das sein Plan gewesen. Der Kioskbesitzer verständigte sie und sprach sein Missfallen über Franzens unkindliche Geschäftemacherei aus. Hubert indes, mittlerweile Bankdirektor, betrachtete seinen Sohn daraufhin wohlgefällig und zwinkerte ihm anerkennend zu. Er war sichtlich stolz auf ihn: Trotz all der Wunder, in die ihn seine Mutter einweihte, trotz Alexandras Schwärmerei für den Goldmacher, die sie auf Franz übertragen hatte, verfügte sein Sohn doch ganz offensichtlich über einen Sinn für Geschäfte, wenn auch erst einmal nur für ein Geschäft mit Wundertüten.